

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Simon Beckett

Leichenblässe



KAPITEL 1



Die Haut.

Das größte Organ des Menschen ist zugleich das am wenigsten beachtete. Dabei macht es ein Achtel der gesamten Körpermasse aus und bedeckt bei einem durchschnittlichen Erwachsenen eine Fläche von etwa zwei Quadratmetern. Strukturell ist die Haut ein kunstvolles Geflecht aus Kapillargefäßen, Drüsen und Nerven, das sowohl regulierende als auch schützende Funktionen hat. Sie ist unsere sensorische Schnittstelle zur Außenwelt, die Grenze, an der unsere Individualität – unser *Ich* – endet.

Und selbst im Tod bleibt etwas von dieser Individualität erhalten.

Wenn der Körper stirbt, laufen die Enzyme, die das Leben unter Kontrolle gehalten hat, Amok. Sie zerstören die Zellwände und lassen deren wässrige Inhalte entweichen. Diese Flüssigkeiten steigen an die Oberfläche und sammeln sich unter den Hautschichten, die dadurch gelockert werden.

Haut und Körper, bis zu diesem Zeitpunkt zwei wesentliche Teile eines Ganzen, beginnen sich zu trennen. Blasen entstehen. Vollständige Hautabschnitte verrutschen und werden vom Körper abgeworfen wie ein überflüssiger Mantel an einem Sommertag.

Doch selbst tot und abgestreift behält die Haut Spuren

ihrer früheren Identität. Noch jetzt kann sie eine Geschichte erzählen und Geheimnisse bewahren.

Vorausgesetzt, man weiß, wonach man schauen muss.

Earl Bateman lag auf dem Rücken, das Gesicht der Sonne zugewandt. Am blauen, wolkenlosen Himmel Tennessees kreisten Vögel, langsam löste sich der Kondensstreifen eines Flugzeuges auf. Earl war immer ein Sonnenanbeter gewesen. Er hatte es genossen, wenn sie ihm beim Angeln auf der Haut gebrannt hatte, und er hatte das Flimmern der Sonnenstrahlen geliebt, die allem, was von ihnen berührt wurde, einen neuen Glanz verliehen. In Tennessee herrschte kein Mangel an Sonnenschein, aber Earl stammte ursprünglich aus Chicago, und die Kälte der eisigen Winter dort hatte sich in seinen Knochen festgesetzt.

Nachdem er in den siebziger Jahren nach Memphis gezogen war, hatte er schnell gemerkt, dass ihm die schwüle Wärme wesentlich mehr behagte als die windigen Straßen seiner Heimatstadt. Als Zahnarzt mit einer kleinen Praxis, der für eine junge Frau und zwei kleine Kinder sorgen musste, hatte er natürlich nicht so viel Zeit in der Natur verbringen können, wie er gewollt hätte. Aber er war sich ihrer immer bewusst gewesen. Er mochte sogar die drückende Sommerhitze in Tennessee, wenn sich jede Brise wie ein heißer Umschlag anfühlte und er die Abende mit Kate und den Jungen in der Schwüle ihrer beengten Wohnung verbrachte.

Seitdem hatte sich einiges verändert. Die Zahnarztpraxis hatte floriert, und die kleine Wohnung war längst Vergangenheit. Zwei Jahre zuvor war er mit Kate in ein neues, geräumiges Haus in einer guten Gegend gezogen, das einen großen grünen Garten hatte, wo sich das frühe Morgenlicht

im feinen Sprühnebel der Rasensprenger brach, sodass winzige Regenbogen zu sehen waren. Hier konnte die wachsende Anzahl der Enkel gefahrlos spielen.

Genau in diesem Garten, als er sich gerade schwitzend und fluchend damit abquälte, einen abgestorbenen Ast von dem großen alten Goldregen zu sägen, hatte ihn der Herzinfarkt ereilt. Er hatte die Säge im Baum stecken gelassen und noch ein paar taumelnde Schritte zum Haus geschafft, ehe der Schmerz ihn niedergestreckt hatte.

Im Krankenwagen, eine Sauerstoffmaske auf seinem Gesicht, hatte er Kates Hand gehalten und sich ein Lächeln abgerungen, um sie zu beruhigen. In der Klinik war er von einer ganzen Schar Schwestern und Ärzte in Empfang genommen und eilig an piepende Maschinen angeschlossen worden. Als sie schließlich verstummten, war es eine Erleichterung gewesen. Kurz darauf, nachdem die notwendigen Formulare ausgefüllt worden waren und die unvermeidliche Bürokratie, die uns von Geburt an begleitet, ihren Lauf genommen hatte, war Earl entlassen worden.

Jetzt lag er ausgestreckt in der Frühlingssonne. Er war nackt und lag auf einem niedrigen Holzgestell über dem Teppich aus Rispengras und Laub. Er befand sich seit über einer Woche dort, sodass sich das Fleisch bereits aufgelöst hatte und man unter der mumifizierten Haut Knochen und Knorpel erkennen konnte. Ein paar Haarbüschel hingen noch am Schädel, aus dem leere Augenhöhlen in den klaren blauen Himmel starrten.

Ich beendete meine Messungen und trat aus dem Maschendrahtkäfig, der die Leiche des Zahnarztes vor Vögeln und Nagetieren schützte. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Es war später Nachmittag und schon sehr heiß, obwohl es noch früh im Jahr war. Alles stand kurz vor der Blüte; in ein

oder zwei Wochen würde die Landschaft einen spektakulären Anblick bieten. Noch aber hielten die Birken und Ahorne der Wälder Tennesseees ihr neues Wachstum zurück.

Der Hang, an dem ich stand, war nicht weiter bemerkenswert. Landschaftlich ganz schön, wenn auch nicht so spektakulär wie die imposanten Bergketten der Smoky Mountains, die sich in der Ferne erhoben. Es war allerdings ein völlig anderer Aspekt der Natur, der jeden Besucher hier in Bann schlug. Überall lagen menschliche Leichen in verschiedenen Stadien der Verwesung. Im Unterholz, der offenen Sonne ausgesetzt oder im Schatten; die jüngsten noch aufgebläht von den Gasen, die der Verwesungsprozess freigesetzt hatte, die älteren ausgedörrt, ledrig. Manche waren im Boden vergraben oder lagen in den Kofferräumen von Autos. Andere, wie die, die ich gerade untersucht hatte, wurden durch Netz- oder Drahtgitter geschützt und waren aufgebahrt wie Artefakte in einer schaurigen Kunstaustellung. Nur dass dieser Ort einen wesentlich ernsteren Zweck verfolgte. Und nicht für die Öffentlichkeit zugänglich war.

Ich verstaute Messgeräte und Notizblock in meiner Tasche und dehnte meine steif gewordene Hand. Dort, wo das Fleisch bis zum Knochen offen gelegen hatte, verlief ein schmaler, blasser Strich, der meine Lebenslinie genau in zwei Hälften teilte. Ziemlich passend, wenn man bedachte, dass das Messer letztes Jahr mein Leben beinahe beendet und es grundlegend verändert hatte.

Ich hängte mir die Tasche über die Schulter und streckte mich. Ein leichtes Zucken im Magen erinnerte mich daran, dass ich beim Tragen aufpassen musste. Die Narbe unterhalb meiner Rippen war vollständig verheilt, und in einigen Wochen würde ich die Antibiotika absetzen können, die ich in den letzten neun Monaten ständig hatte nehmen müssen.

Für den Rest meines Lebens würde ich zwar für Infektionen anfällig sein, ich schätzte mich aber glücklich, außer meiner Milz nur einen Teil des Darms verloren zu haben.

Dafür gab es andere Verluste, mit denen ich wesentlich schwerer zurechtkam.

Ich überließ den Zahnarzt seiner langsamen Verwesung, ging an einer dunkel verfärbten und aufgeblähten Leiche vorbei, die teilweise von Sträuchern verdeckt war, und folgte dem schmalen Pfad, der sich durch die Bäume nach unten schlängelte. Eine junge Schwarze in grauem Klinikittel und Hosen kniete neben einer halbverborgenen Leiche, die im Schatten eines umgestürzten Baumstammes lag. Mit einer Pinzette sammelte sie sich windende Larven von den Überresten und ließ sie in einen kleinen, verschraubbaren Behälter fallen.

«Hi, Alana», sagte ich.

Sie schaute auf und lächelte mich mit gezückter Pinzette an.

«Hey, David.»

«Ist Tom in der Nähe?»

«Das letzte Mal habe ich ihn unten bei den Gruben gesehen. Und pass auf, wo du hintrittst», rief sie hinter mir her. «Dahinten in der Nähe der Büsche liegt ein Staatsanwalt im Gras.»

Ich hob dankend meine Hand und folgte dem Pfad hinab. Er verlief parallel zu einem hohen Maschendrahtzaun, der gut achttausend Quadratmeter Waldgebiet umgab. Der Zaun war mit einer Stacheldrahtkrone versehen und durch eine zweite Umfassung aus Holz abgeschirmt. Der einzige Zugang war ein großes Tor, an dem ein Schild hing, auf dem in schlichten schwarzen Buchstaben die Worte *Anthropology Research Facility* standen. Die anthropologische Forschungs-

einrichtung war jedoch besser unter einem anderen, weniger offiziellen Namen bekannt. Die meisten Leute nannten sie nur die *Body Farm*.

Die Farm der Leichen.

Eine Woche zuvor hatte ich mit den gepackten Taschen zu Füßen im gefliesten Flur meiner Londoner Wohnung gestanden. Draußen in der trüben Frühlingsdämmerung zwitscherten die Vögel. Im Geiste ging ich noch einmal die Liste der Dinge durch, die ich nicht vergessen durfte, wohl wissend, dass ich bereits alles erledigt hatte. Die Fenster waren verschlossen, die Postlagerung war veranlasst, der Boiler war ausgestellt. Ich spürte eine tiefe, innere Unruhe. Das Verreisen war mir nicht fremd, aber dieses Mal war es etwas anderes.

Wenn ich zurückkam, würde niemand auf mich warten.

Das Taxi war unpünktlich, aber bis zum Abflug war noch genügend Zeit. Trotzdem sah ich ständig auf die Uhr. Mein Blick schweifte unwillkürlich zu den schwarzweißen viktorianischen Bodenfliesen wenige Meter vor mir. Sofort schaute ich wieder weg, aber da hatte das Schachbrettmuster bereits meine Erinnerung wachgerüttelt. Das Blut vor der Wohnungstür war längst weggewischt worden, genauso das von der Wand darüber. Der gesamte Eingangsbereich war neu gestrichen worden, während ich noch im Krankenhaus gelegen hatte. Äußerlich erinnerte nichts mehr daran, was sich im vergangenen Jahr dort abgespielt hatte.

Trotzdem kam augenblicklich Klaustrophobie in mir auf. Vorsichtig, um meine Narbe nicht zu sehr zu belasten, trug ich die Taschen nach draußen. Das Taxi kam, als ich gerade die Wohnungstür zumachte. Sie schloss sich mit einem dumpfen

Knall, der sich endgültig anhörte. Ohne einen Blick zurück wandte ich mich ab und ging zum Taxi, das Dieselschwaden verströmte.

Ich ließ mich nur bis zur nächsten U-Bahn-Station fahren und nahm die Piccadilly-Linie nach Heathrow. Obwohl es noch zu früh für den morgendlichen Berufsverkehr war, saßen ein paar Leute in den Abteilen, die es mit der typischen Gleichgültigkeit der Londoner vermieden, die anderen Fahrgäste anzuschauen.

Ich war heilfroh, die Stadt verlassen zu können. Es war das zweite Mal in meinem Leben, dass ich das Bedürfnis verspürte, London den Rücken zu kehren. Anders als beim ersten Mal, als ich nach dem Tod meiner Frau und meiner Tochter vor den Ruinen meines Lebens regelrecht geflohen war, wusste ich, dass ich zurückkommen würde. Aber ich benötigte etwas Abstand zwischen mir und den jüngsten Ereignissen. Dazu kam, dass ich seit Monaten nicht gearbeitet hatte. Durch diese Reise hoffte ich, wieder einen Zugang zu meinem Beruf zu finden.

Und zu klären, ob ich überhaupt noch dafür geeignet war.

Es gab keinen besseren Ort für diesen Zweck. Bis vor kurzem war die Forschungseinrichtung in Tennessee einzigartig gewesen; auf der ganzen Welt hatte es kein anderes Freiluftlaboratorium gegeben, in dem forensische Anthropologen die Verwesung an echten menschlichen Leichen studieren und wichtige Hinweise über Todeszeit und Todesart dokumentieren konnten. Mittlerweile war eine ähnliche Anlage in North Carolina aufgebaut worden, genau wie in Texas, nachdem man Bedenken wegen der dort lebenden Geier hatte entkräften können. Selbst in Indien sollte es eine geben, hatte ich gehört.

Aber egal, wie viele solcher Institute es geben mochte, in

den Augen der meisten Menschen war allein die Anlage in Tennessee *die* Body Farm. Sie befand sich in Knoxville und gehörte zum Institut für Forensische Anthropologie der Universität von Tennessee. Ich hatte das Glück gehabt, zu Beginn meiner Karriere dort zu forschen. Mein letzter Besuch war jedoch lange her. Zu lange, wie Tom Lieberman, der Direktor und mein damaliger Lehrer, mir gesagt hatte.

Als ich in Heathrow in der Abflughalle saß und durch die Glasscheiben den langsamen und stummen Tanz der Flugzeuge beobachtete, fragte ich mich, wie es sein würde, wieder zurückzukommen. Während der Monate der schmerzhaften Genesung nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus – und den noch schmerzhafteren Nachwirkungen – hatte mir die Aussicht auf den einmonatigen Aufenthalt dort eine Perspektive gegeben. Ich hatte ihn als einen Neuanfang gesehen, den ich dringend benötigte.

Jetzt, da ich tatsächlich unterwegs war, fragte ich mich zum ersten Mal, ob ich nicht zu viel Hoffnung in die Reise gesetzt hatte. Die Zweifel verließen mich auch während des langen Fluges nicht.

Als die Maschine in Knoxville landete, grummelten noch die Ausläufer eines Unwetters, das sich aber schnell verzog. Nachdem ich mein Gepäck abgeholt hatte, zeigte sich am Himmel schon wieder die Sonne. Auf dem Weg vom Flughafenterminal zur Autovermietung atmete ich tief ein und genoss die ungewohnte Feuchtigkeit in der Luft. Die Straßen dampften und verströmten einen scharfen Geruch nach nassem Asphalt. Vor dem Hintergrund der sich langsam zurückziehenden blauschwarzen Gewitterwolken ließen die letzten Regentropfen das üppige Grün der Landschaft um den Highway beinahe flirren.

Ich spürte, wie sich meine Stimmung aufheiterte, als

ich mich der Stadt näherte. *Doch, die Reise würde mir guttun.*

Jetzt, kaum eine Woche später, war ich mir nicht mehr so sicher. Ich folgte dem Pfad, der an einer Lichtung vorbeiführte, auf der ein hohes Dreibein aus Holz stand, das dem Gerüst eines Tipis ähnelte. In der Mitte lag eine Leiche auf einer Plattform und wartete darauf, hochgehoben und gewogen zu werden. Ich erinnerte mich an Alanas Warnung, verließ den Pfad, überquerte die Lichtung und ging zu einer Reihe geometrisch in den Waldboden eingelassener Betongruben. In ihnen waren als Teil eines Experiments, das die Wirkung von Bodenradar bei der Aufspürung von Leichen untersuchte, menschliche Überreste begraben.

Ein paar Meter weiter kniete ein hochgewachsener, schlaksiger Mann in hellen Baumwollhosen und mit einem Schlapphut, der ein Messgerät am Ende eines aus dem Boden stakenden Rohrs begutachtete.

«Wie läuft's?», fragte ich.

Er schaute nicht auf und schielte durch seine Drahtgestellbrille auf das Messgerät, das er vorsichtig mit einem Finger antippte. «Man sollte doch annehmen, dass man einen so starken Gestank problemlos wahrnehmen müsste, oder?», gab er zur Antwort.

Die dumpfen Vokale verrieten seine Herkunft von der Ostküste, den breiten Südstaatendialekt Tennesseees hatte er sich nie angeeignet. Solange ich ihn kannte, war Tom Lieberman auf der Suche nach seinem persönlichen heiligen Gral: Er analysierte Molekül für Molekül die bei der Verwesung entstehenden Gase, um dem Geruch des Verfalls auf die Schliche zu kommen. Wer jemals eine tote Maus unter seinen Dielenbrettern liegen gehabt hat, kann bestätigen, dass er existiert,

und er existiert auch dann noch, wenn der Mensch ihn längst nicht mehr wahrnimmt. Hunde können darauf abgerichtet werden, den Geruch noch Jahre nach der Beerdigung einer Leiche zu erschnüffeln. Tom vertrat die Theorie, dass es möglich sein müsste, einen Sensor zu entwickeln, der diese Aufgabe genauso gut bewerkstelligen konnte, was das Aufspüren und die Bergung von Leichen erheblich vereinfachen würde. Doch wie bei allen Dingen lagen Theorie und Praxis auch in diesem Fall sehr weit auseinander.

Mit einem Brummen, das entweder Frustration oder Befriedigung bedeuten konnte, stand er auf. «Okay, ich bin fertig», sagte er und zuckte zusammen, als seine Kniegelenke knackten.

«Ich wollte gerade in die Cafeteria und etwas essen. Kommst du mit?»

Er lächelte wehmütig und packte sein Equipment ein. «Heute nicht. Mary hat mir ein paar Sandwiches mitgegeben. Huhn und Bohnensprossen oder irgendetwas anderes ekelig Gesundes. Und bevor ich es vergesse, du bist am Wochenende zum Essen eingeladen. Sie scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, dass du eine anständige Mahlzeit brauchst.» Er verzog das Gesicht. «Dich will sie aufpäppeln, und ich kriege nur Hasenfutter. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?»

Ich lächelte. Toms Frau war eine großartige Köchin, und das wusste er. «Sag ihr, dass ich gern komme. Soll ich dir mit dem Kram helfen?», bot ich an, als er sich seine Tasche über die Schulter hängte.

«Nein, schon in Ordnung.»

Mir war klar, dass er sich Sorgen machte, ich könnte mich überanstrengen. Doch auch wenn er langsam zurück zum Tor ging, konnte ich sehen, wie er unter dem Gewicht der Tasche außer Atem geriet. Als ich Tom kennengelernt hatte,

war er bereits Mitte fünfzig gewesen und hatte gern einen noch recht unerfahrenen britischen Anthropologen unterstützt. Das lag länger zurück, als ich mich erinnern mochte, und obwohl ich seitdem ein paarmal wiedergekommen war, war mein letzter Besuch eine Weile her. Wir erwarten, dass die Menschen so bleiben, wie wir sie in Erinnerung haben, aber natürlich ist das nie der Fall. Dennoch war ich bestürzt gewesen, wie sehr sich Tom verändert hatte, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte.

Offiziell hatte er noch nicht bekannt gegeben, wann er als Direktor des Instituts für Forensische Anthropologie zurücktreten wollte, jeder wusste jedoch, dass es wahrscheinlich vor Ende des Jahres geschehen würde. Selbst der Artikel über ihn, der vor zwei Wochen in der Regionalzeitung von Knoxville erschienen war, hatte sich eher wie ein Nachruf denn wie ein Interview gelesen. Er sah zwar noch aus wie der Basketballspieler, der er einmal gewesen war, das Alter aber ließ den immer schon schmalen Mann regelrecht ausgemergelt erscheinen. Und seine Wangen waren so hohl geworden, dass sie ihm in Verbindung mit den größer werdenden Geheimratsecken ein sowohl asketisches als auch beängstigend gebrechliches Aussehen verliehen.

Das Funkeln in seinen Augen war jedoch unverändert, ebenso sein Humor und sein Glaube an das Gute im Menschen, der trotz der jahrelangen Beschäftigung mit den dunkleren Seiten des menschlichen Wesens ungetrübt geblieben war. *Und du bist selbst nicht völlig unversehrt*, dachte ich, als ich die hässliche Narbe unter meinem Hemd spürte.

Toms Kombi stand auf dem Parkplatz, der direkt an die Anlage grenzte. Wir blieben am Tor stehen und zogen Schutzhandschuhe und Überschuhe aus, bevor wir hinausgingen. Nachdem sich das Tor hinter uns geschlossen hatte,

ließ nichts mehr erahnen, was sich auf der anderen Seite befand. Die Bäume hinter dem Zaun raschelten harmlos in der Brise, an den kahlen Ästen waren die ersten grünen Knospen zu sehen.

Sobald wir draußen waren, nahm ich mein Handy aus der Tasche und schaltete es wieder ein. Obwohl es nicht verboten war, wäre es mir unangenehm gewesen, die friedliche Stille in der Forschungseinrichtung mit Telefonklingeln zu stören. Dabei erwartete ich nicht einmal Anrufe. Die Leute, die mich hätten anrufen können, wussten, dass ich außer Landes war, und der Mensch, mit dem ich am meisten hätte sprechen wollen, würde sich nicht melden. Trotzdem merkte ich, dass ich auf den Ton wartete, der ankündigte, dass ich eine Nachricht erhalten hatte. Doch das Handy blieb stumm.

Was hast du denn erwartet?

Ich steckte das Telefon weg, während Tom den Kofferraum öffnete und seine Tasche hineinschob. Er versuchte, sein Schnaufen vor mir zu verbergen, und ich bemühte mich, so zu tun, als würde ich es nicht bemerken.

«Soll ich dich zur Cafeteria mitnehmen?», bot er an.

«Nein danke. Ich werde zu Fuß gehen. Die Bewegung tut mir gut.»

«Bewundernswerte Disziplin. Du beschämst mich.» Sein Handy klingelte. Er zog es hervor und schaute auf das Display. «Entschuldige, ich muss rangehen.»

Ich ließ ihn allein und ging über den Parkplatz. Die Body Farm lag zwar auf dem Campus der medizinischen Abteilung der Universität von Tennessee, war aber völlig unabhängig von ihr. Versteckt am bewaldeten Rand des Geländes, war sie eine ganz andere Welt als die belebte Klinik, in deren modernen Gebäuden und parkähnlichen Grünanlagen es vor Patienten, Studenten und medizinischem Personal nur

so wimmelte. Auf einer Bank lachte eine Krankenschwester mit einem jungen Mann in Jeans, eine Mutter schimpfte mit ihrem weinenden Kind, während ein Geschäftsmann eine lebhaftige Diskussion am Handy führte. Als ich zum ersten Mal hier gewesen war, hatte ich den Kontrast zwischen den hinter dem Zaun versteckten Verwesungsprozessen und der geschäftigen Normalität davor schwer ertragen. Jetzt nahm ich ihn kaum noch wahr.

Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles.

Ich trabte eine Treppe hoch und ging dann den Weg entlang, der zur Cafeteria führte. Zufrieden bemerkte ich, dass ich kaum außer Atem war. Nach einer Weile hörte ich hinter mir heraneilende Schritte.

«Hey, David, warte!»

Ich drehte mich um und sah einen Mann auf mich zukommen, der ungefähr so alt und so groß war wie ich. Paul Avery war einer der neuen Hoffnungsträger des Instituts und wurde bereits als Toms Nachfolger gehandelt. Er war Spezialist für die menschliche Skelettbiologie, verfügte über ein enzyklopädisches Wissen und hatte die großen Hände und kräftigen Finger eines Chirurgen.

«Gehst du zum Essen?», fragte er, während er neben mir langsamer wurde. Sein gelocktes Haar war beinahe pechschwarz, und auf seinem Kinn wuchsen dunkle Stoppeln. «Was dagegen, wenn ich dich begleite?»

«Überhaupt nicht. Wie geht's Sam?»

«Gut. Sie hat sich heute Morgen mit Mary getroffen, um noch ein paar Babysachen zu besorgen. Bestimmt ist die Kreditkarte im Dauereinsatz.»

Ich lächelte. Paul hatte ich vor dieser Reise nicht gekannt, aber sowohl er als auch seine schwangere Frau Sam hatten alles getan, damit ich mich hier wohl fühlte. Sie stand kurz vor

der Geburt ihres ersten Kindes, und während Paul sein Bestes gab, um gleichgültig zu wirken, unternahm Sam keinen Versuch, ihre Aufregung zu verbergen.

«Gut, dass ich dich getroffen habe», sagte er. «Einer meiner Studenten hat sich verlobt, deswegen wollen wir heute Abend mit ein paar Leuten in die Stadt fahren, um zu feiern. Keine große Sache, nur etwas essen und ein paar Drinks. Hast du Lust, mitzukommen?»

Ich zögerte. Ich wusste die Einladung zu schätzen, aber der Gedanke, mit Unbekannten auszugehen, behagte mir nicht.

«Sam kommt mit und Alana auch, du kennst also ein paar Leute», fügte Paul hinzu, als er mein Zögern sah. «Komm schon, es wird lustig.»

Mir fiel kein Grund mehr ein, nein zu sagen. «Na schön, okay. Danke.»

«Super. Ich hole dich um acht in deinem Hotel ab.»

In dem Moment ertönte eine Autohupe. Als wir uns umschauten, sahen wir Toms Wagen, der am Straßenrand anhielt. Tom kurbelte das Fenster herunter und winkte uns zu sich.

«Ich habe gerade einen Anruf vom Tennessee Bureau of Investigation bekommen. Sie haben in einer Berghütte in der Nähe von Gatlinburg eine Leiche gefunden. Klingt ganz interessant. Wenn du Zeit hast, Paul, könntest du mitkommen und dir die Sache ansehen?»

Paul schüttelte bedauernd den Kopf. «Heute Nachmittag geht's nicht. Kann nicht einer von deinen Studenten mitkommen?»

«Könnte wohl schon.» Tom wandte sich ohne Eile an mich, aber das Funkeln in seinen Augen war nicht zu übersehen. «Wie sieht's mit dir aus, David? Lust auf ein bisschen praktische Arbeit?»